

Der Poet in der Waschküche

Autor(en): **Christen, Kuno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

reas durch Japan vor der Haager Konferenz. Dieser diplomatische Schritt hatte nicht den geringsten Erfolg. Die koreanische stehende Armee wurde gänzlich aufgelöst, und am 29. August 1910 wurde Korea von Japan annektiert. Mit der Selbständigkeit der Koreaner war es nun vorbei. Es folgte eine grässliche Unterdrückungspolitik von seiten Japans. Geldbusen, Prügelstrafe, Gefängnis, Exil nach trostlosen Inseln waren an der Tagesordnung. Ueberall lauerte die japanische Polizei. 1919, nach dem ersten Weltkrieg, kam es zu einer unbewaffneten Revolte der Koreaner, die natürlich vollständig erfolglos blieb und eine Menge schrecklicher Torturen nach sich zog. Nun scheint endlich für die Koreaner die Morgenröte einer schönen Zukunft emporzusteigen.

Das Land ist grösstenteils gebirgig. Es gibt auch einige Vulkane, darunter der Hallasan, welcher im Jahre 1007 eine Eruption hatte. Es kann in Korea, das vom 43. bis zum 34. Grad reicht, auch recht heiss werden; doch hat die Hitze kaum gesundheitsschädliche Folgen. Innerhalb der Vegetation Koreas sind besonders verschiedene einheimische Baumarten bemerkenswert. Korea bildet ein wahres Eldorado für die Tiere. Unter den Raubtieren steht an erster Stelle der Tiger. Aber es gibt auch Leoparden; solche werden gelegentlich in der Nähe von Söul erlegt, ferner Bären, fünf Hirscharten, Antilopen, Biber, Marder, Eichhörnchen. Unter den Vögeln sind hervorzuheben der schwarze Adler, drei Varietäten von Fasanen, Schwäne, Gänse, Ibisse, Störche, Reiher, Tauben, Pirole usw.

Die Bevölkerung betrug 1897 17 Millionen, ist nun aber auf 23 Millionen angewachsen. Sie ist mongolischer Abstam-

ung und gleicht im Süden des Landes den Japanern. Die Kultur der Koreaner, die übrigens auch eine eigene Schriftsprache besitzen, erlebte im Mittelalter ihre Blütezeit und hat besonders in der Töpferei Hervorragendes geleistet. Neben dem Ackerbau spielt auch der Bergbau eine bedeutende Rolle.

Neben dem offiziell anerkannten Konfuzianismus dauert die alte Volksreligion weiter fort. Man verehrt die Ahnen, man glaubt an böse Geister. Die Schlangen werden nicht etwa verfolgt und getötet, sondern im Gegenteil wie die Haustiere gefüttert. Die Blinden werden verehrt, man glaubt, sie besässen prophetische Gaben. Grossen Eindruck machen sie jeweilen auf die herumstehende Volksmenge, wenn sie unter heftigem Spektakel und Lärm die Geister einfangen und in Flaschen und Gefässen davontragen.

In Korea heiraten die Frauen mit 16, die Männer gewöhnlich mit 18 oder 19 Jahren. J.

Der Poet in der Waschküche

Endlich hatte ich im Geist den glänzenden Schluss der Novelle gefunden! Wie ein Fieberdurst stürzte ich mich hinter die Schreibmaschine, um die Einfälle ja rechtzeitig festzuhalten. Schon hatte ich glücklich eine halbe Seite heruntergetippt — da ging die Tür auf. Meine Frau guckte ins Zimmer und sagte mit einem ganz feinen Unterton von Ironie: «Entschuldige, hast du mir nicht heute früh versprochen, mich in der Waschküche zu unterstützen? Und nun schreibst du schon wieder wie ein Besessener drauf los... und gestern las ich eben deinen letzten Artikel im Wochenblatt über das Sprichwort: ein Mann, ein Wort!» — Ach, wie oft haben die Frauen ihr Gedächtnis am falschen Platz! Ich stöhnte laut: «O weh, du zerstörst mir jede Inspiration mit deiner blöden Mahnung und deiner noch blöderen Waschküche! Mitten im genialsten Gedankengang hast du mich jäh unterbrochen — jetzt weiss ich nicht mehr weiter.» «Um so besser», entgegnete meine prosaischere Frau ungerührt, «doch komm endlich und lass die arme, bereits heissgelaufene Schreibmaschine für ein Weilchen in Ruhe!» Ich schwieg. Elegisch schaute ich auf das halbbeschriebene Blatt nieder und erhob mich. Meine Frau hatte die Wahrheit gesprochen. Für die Bearbeitung des Sprichwortes «Ein Mann, ein Wort» habe ich von der Wochenblattredaktion sogar heute früh Fr. 17.50 erhalten. Volle 10 Rappen für die Zeile, genau wie vor dem Krieg... und dabei ist mein Aufsatz keineswegs aktuell, und das Thema noch weniger. Aber meiner Frau wollte ich mit der «Tat meine Ueberzeugung beweisen. Somit folgte ich ihr sozusagen in den Fußstapfen nach den tiefsten Regionen des Hauses, hinunter in die ominöse Waschküche.

Hier unten empfing mich jener unaussprechliche Dunst, der immer an den Herbst erinnert, aber ohne Früchte. Faule Äpfel haben einmal Schiller zum Dichten inspiriert... hier unten aber traf ich nicht einmal eine faule Birne an; dafür Berge von schmutziger Wäsche, bereits nach unbekannten Kategorien geordnet. Meine

Frau hatte tüchtig vorgearbeitet. Unter dem Waschkessel prasselte ein Höllenfeuer. Die feuchte Wärme liess meine Brille anlaufen. Nachdem ich sie umständlich geputzt hatte, fand sich zu keinen nutzlosen Betrachtungen mehr Zeit. Die Hemdärmel wurden mir hinter die Ellenbogen zurückgekrempt und zugleich flogen die ersten hausfraulichen Befehle links und rechts in meine Ohren. Im Dunstkreis dieses ungewohnten Raumes kam ich mir wie ein in den Hades Verdammter vor, dem nur eines übrig bleibt, um weder zu verbrennen, noch zu ertrinken, nämlich stumm zu gehorchen. Zunächst musste ich riesige Leintücher in siedendes Seifenwasser stöpseln, dann mit

einer gewaltigen Holzschere, die als Instrumentum diaboli jedem echten Werkteufel wohl angestanden hätte, die gestöpselten Tücher aus der Lauge winden und in den dampfenden Kessel befördern, unter dem das höllische Feuer loderte. Dann kam aus nebligem Dunst ein neuer Befehl: «Rasch, rasch Holz anlegen», damit wohl das Feuer noch heller loderte... so tat ich im Schweisse meines Angesichtes Verständliches und noch mehr Unverständliches, so wie es meine Gattin mir ständig gebot. Einmal schüttete ich mir auch noch einige Liter heisses Wasser über die Halbschuhe und vernahm auf meine Wehelaute durch den Nebel den Trost: «Ich habe dir schon längst gesagt, du sollst

Für die
„heissi Handhebi“ ein Papagei
aus Restenwolle



Gamaschen anziehen; jetzt hast du die Bescherung! Also zog ich noch die verhassten Gamaschen an, um weiteres Unheil vom allzu Lebendigen fernzuhalten. Und nicht mehr mit Schmerzen, sondern mit himmlischem Behagen stellte ich nun fernerhin in dieser unterirdischen Hölle fest, wie sich ganze Wasserfälle von heisser Lauge über meine Füsse ergiessen konnten, ohne mir im geringsten zu schaden. Doch meine Frau, deren Augen sogar Nebel zu durchdringen schienen, wehrte diesem wässerigen Vergnügen mit der berechtigten Bemerkung, dass Lauge Geld und Coupons koste und deshalb nicht leichtfertig zu verschütten sei. — Etwas wie Stolz erfüllte mein Herz, so oft eine neue Lawine von weisser Wäsche aus dem Siedekessel gehoben werden durfte. In einer Art Badewanne panschte und spülte ich die dampfenden Linnen mit immer neuen Güssen von kaltem Wasser. Dann schwang ich die erkalteten Hemden und Tücher auf eine Art Totenbahre zum Vertropfen. Weil in unserer Waschküche das elektrische Licht fehlt, stellten wir gegen Abend einen geschnitzten dreiarmligen Leuchter aus dem Wohnzimmer auf und zündeten die Kerzen an. So kam sogar in die Hexenküche so etwas wie Weihnachtsstimmung. Immer feierlicher, das heisst langsamer, erfüllte ich meine Pflichten als Famulus, schon deshalb, weil mich der Hexenschuss zu plagen anfang. Wie Klänge aus einer bessern Welt ertönten plötzlich die Worte meiner Frau: «So, jetzt wären wir soweit... morgen können wir im Garten das Seil spannen und die Wäsche zum Trocknen aufhängen.» — Da fiel mir ein Witz ein, den ich unvorsichtigerweise aussprach. Ich sagte nämlich lachend: «Es fehlte nur noch, dass meine Hosen gewaschen würden; bis zu den Knien sind sie ohnehin schon völlig durchnässt; aber eine allgemeine Säuberung dürfte ihnen nicht schaden.» Meine Frau nahm den dummen Ausspruch leider völlig ernst und entgegnete trocken: «Gut, so ziehe deine Hosen aus! Ich werde sie gleich noch in dieser warmen Lauge tüchtig säubern und stöpseln... endlich kommt dir auch einmal eine praktische Idee!» Zuerst schluckte ich dreimal leer. Dann tat ich, was mich die waschsuchtige Gattin hiess. Die Temperatur der Waschküche war übrigens im

Laufe unseres Tagewerks und meines ständigen Feuerns derart gestiegen, dass ich ohne Hosen keine Erkältung zu befürchten hatte. Und Zuschauer waren in dieser Katakombe auch nicht zu erwarten. So stand ich da, in kurzen Unterhöschen und mächtigen Galoschen an den Füssen und bestaute meine Frau, die meine Hosen gewaltig in die Kur nahm. Ich konnte die Zwangsvorstellung nicht ganz überwinden, dass das ein armer Teufel sein müsste, der jetzt noch in den Hosen stecken würde... Langsam erlosch die Glut im Ofenloch. Langsam stellte meine Frau die letzte Säuberungsprozedur ein. Würdig erhob ich den Leuchter. Meine fleissige Gattin ergriff auch allerhand Utensilien, deren Namen und Bedeutung mir völlig fremd sind; die Prozession in die höheren Räumlichkeiten begann. Leuchtend schritt ich hosen- und mühelos voran. Die Gattin folgte mir, müde wie ein Ankenbettler, nach. Im 2. Stockwerk angekommen, wollte ich eben den Wohnungsschlüssel ergreifen, griff aber ins Leere... Meine gute Frau anerkant sich, den Schlüssel in der Waschküche zu suchen, da ich ihn samt dem Taschentuch und dem fast leeren Portemonnaie sicher gedankenlos irgendwo hingelegt haben musste, als ich die Hosen auszog und die Taschen leerte. Trotz meiner wenig ritterlichen äusseren Erscheinung nahm ich das freundliche Anerbieten meiner bessern Hälfte nicht an, sondern ergriff den dreiarmligen Leuchter von neuem und stieg noch einmal schweigend in die Tiefen der Waschküche hinunter. Unterwegs begegnete ich unserer Katze, die ungewohnterweise vor meinem seltsamen Anblick schleunigst Reissaus nahm. Vielleicht genierte sie sich vor mir; vielleicht währte sie, ein Gespenst zu sehen. Zweibeinigen Wesen bin ich glücklicherweise nicht begegnet, sonst wäre möglicherweise unser altes Haus in einen bösen oder unheimlichen Ruf geraten. Denn als ich endlich den Schlüssel fand, erklärte mir meine Frau, die inzwischen, auf einer Treppstufe ruhend, im Dunkeln auf mich gewartet hatte, ich sehe in meinem Aufzug wirklich wie ein Geist aus alten Zeiten aus, wenn ich mit den brennenden Kerzen die Treppe hinaufsteige. Diesen Ausspruch fasste ich als grosses Kompliment auf: das erste und einzige Mal an diesem Tage wurde ich endlich geistig gesehen und geistig gewertet.

Traurig verlassen wartete meine Schreibmaschine auf ihren poetisch beschwingten Dompteur. Sie wartete den ganzen Tag umsonst. Ich litt darunter. Darum erklärte ich meiner Frau, als ich schon mit geschlossenen Augen im Bett lag: «Ach, meine schöne Novelle ist heute nicht fertig geworden... und den genialen Schluss habe ich einfach verschwitzt und verwaschen...» Meine Frau tröstete mich aus dem Dunkel: «Das macht nichts. Morgen fällt dir sicher ein noch besserer Schluss ein, wenn wir zusammen die Wäsche aufgehängt haben... schreib aber dann zuerst lieber etwas von dem, das du heute mit mir erlebt hast, sozusagen als Beleg für deine theoretische Abhandlung über das Sprichwort: Ein Mann, ein Wort! Denn du hast prächtig Wort gehalten.» — Hochbeglückt über diese herrliche Anerkennung fünf Minuten vor Zwölf, schloss ich das mitternächtliche Gespräch ab: «Hab Dank, Liebste, gerne will ich über meinen Dienst im Waschhaus einen Bericht schreiben... vielleicht erhalte ich dann von der Redaktion des Wochenblattes auch Fr. 17.50, dann habe ich mich sogar als Doppelverdiener betätigt, was für einen Poeten etwas Unerhörtes wäre... Daraufhin schwanden meine Sinne — und schon schlief ich den Schlaf des Gerechten Kuno Christen

Handschuhe

Wildlederne Handschuhe wäscht man mit einer Mischung von 8 Teilen Wasser und 1 Teil Salmiakgeist, spült sie lauwarm und trocknet sie über die Hände gestreift, damit sie nicht hart werden.

*

Nappa-Handschuhe drückt man, um sie zu reinigen, nur in Rizinusöl aus und lässt sie an der Luft trocknen.



Waschlederne Handschuhe bleiben weich, wenn man nach dem Waschen in gewöhnlichem Seifenwasser noch Seifenreste darin lässt, die man nach dem Trocknen darin verreibt.

*

Glacéhandschuhe weicht man 10 Minuten in Benzin ein und reibt sie mit einem Tuch trocken.

*

Obstflecken in Handschuhen entfernt man durch Ausdrücken in Schnaps.

*

Glacéhandschuhe bleiben immer in Form, wenn man sie nach dem Ausziehen in die Länge zieht und in Falten legt.

*

Alte Glacéhandschuhe schneidet man in kleine Streifen und näht diese über ein Schnürchen, so ergibt dies besonders starke, gutaushaltende Anhänger für Herrenmäntel usw.

*

Seidene Handschuhe reinigen. Man wäscht sie in Gallseife, trocknet sie zwischen Tüchern und glättet sie mit Seidenpapier bedeckt.

*

Fausthandschuhe, besonders für Sport und auch als Kinderhandschuhe verwendet, dürfen nicht filzig werden durchs Waschen, da sie sonst nicht mehr warm halten. Filzige Fäustlinge trennt man auf und lässt die Wolle eine Zeitlang in kochendheissem Wasser liegen, worauf man sie wieder weich stricken kann. Is.

MATERIAL: Etwas dickere Restenwolle, Häkli.

ARBEITSFOLGE: Der Papagei wird in einem Stück gehäkelt. Anschlag 12 Luftm. Man häkelt mit festen M. weiter und bis zur 9. Reihe werden auf jeder Seite 1 M. aufgenommen. Dann 2 Reihen je 2 M. mehr, nun für die Rundung der Brust werden 2—3 Reihen keine M. aufgenommen. Dann folgt 1 Tour Stäbli, um den Hals zu bilden, und zugleich nimmt man 5 M. ab. 1 Reihe nichts abnehmen, dann noch 3 Reihen je 1 M. abnehmen. Ist man soweit fertig, wird der Vogel der Länge nach zusammengelegt, oben auf der Kopfseite wird er zugehäkelt und ein Kamm angehäkelt, möglichst mit Kontrastwolle, roter, oder nach Belieben. Dann wird die Nase oder der Schnabel mit 3 festen M. gebildet, die Augen werden beidseitig eingestickt. Als Abschluss werden die Seitenteile des Papageis umhäkelt, wie das Bild zeigt. Den Schwanz mit Knopffransen bilden, auch mit roter Wolle oder nach Belieben. I. F.